Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 8

Artikel: Vauvenargues
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758179

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vauvenargues

Von Max Rychner

Luc de Clapier, Marquis de Vauvenargues — gehört nicht zu den grössten, aber zu den unvergänglichen Namen der französischen Literatur. Er hat seinen Platz in dem kleinen Sternbild, das die sogenannten Moralisten bilden, und kaum je fehlt sein Name, wenn jene erlauchte Gruppe genannt wird: Montaigne, La Rochefoucauld, Pascal, La Bruyère, Vauvenargues, Chamfort. Auch unter diesen gehört er nicht zu den leuchtendsten, aber er gehört zu ihnen, und er lebt wie sie nicht aus geborgtem, sondern aus eigenem Licht. Nietzsche hat seine Abkunft gern, und auch hierin aus Dankbarkeit die Uebertreibung nicht scheuend, auf diese Autoren zurückgeführt, von denen er sagt, sie bilden zusammen „ein wichtiges Glied in der grossen noch fortlaufenden Kette der Renaissance", durch sie sei der Geist der letzten Jahrhunderte der alten Zeitrechnung wieder erstanden, und ihre Bücher enthielten mehr wirkliche Gedanken als alle Bücher deutscher Philosophen zusammengenommen: Gedanken von der Art, die Gedanken macht. „Um aber ein deutliches Lob zu sagen, fährt er weiter: sie wären, griechisch geschrieben, auch von Griechen verstanden worden." Diese lobenden Worte des späten Nachfahren deuten mit grosser Gebärde, wenn auch etwas ungenau, nach der Richtung, in welcher das Sternbild der Sechs zu suchen ist, und sie sagen etwas aus über den Grad der Gegenwärtigkeit, den ihr Geist über die Jahrhunderte sich bewahrte.

*

Vauvenargues ist erst spät nach seinem Tode unter sie versetzt worden, zu denen er jetzt in unserer Anschauung so sehr gehört. In seinem Leben war er in Freundschaft verbunden mit Marmontel und mit Voltaire. Doch nur für kurze Zeit: ein Kranker hat sich Voltaire zu nahen getraut und hat seinen Rat erlangt für die Herausgabe seines einen Buches, das er uns als Sterbender schenkte: die „Reflexions et maximes". Die Betrachtungen Vauvenargues sind die Summe eines kurzen und unerbittlich harten Lebens. Wir könnten es ermessen, auch

wenn wir es nicht wüssten, denn auf leichten Wegen gelangt man hienieden nicht zu der Weisheit, die in diesen Aphorismen aufschimmert, und man gelangt nicht so früh dazu. Geboren wurde Vauvenargues in Aix-en-Provence, 1715, im Jahr da Ludwig der Vierzehnte starb. Er war schon in seiner Jugend von schwacher Gesundheit, sodass seine Erziehung keinen geordneten Verlauf nahm. Von allen Biographen wird die Tatsache erwähnt, dass der Knabe weder Griechisch noch Latein lernte und die Klassiker wenig kannte; es wird betont, dass er auch hierin eine Ausnahme war, aber es wird keine Rüge und kein Ausdruck des Bedauerns daran geschlossen, weil er ohne die Klassiker zu kennen ein Klassiker wurde. „Einen liebenswürdigen zarten Stoiker" hat Sainte-Beuve ihn genannt und ihm damit als grosser Humanist gleichsam den Ritterschlag gegeben, der ihn ebenbürtig machte und in die grosse Tradition des Schrifttums aufnahm.

Die frühe Jugend des Knaben fiel in die Zeit der Régence, die kurz nach dem spanischen Erbfolgekrieg das Land mit schwer deutbaren Fiebern heimsuchte. Wir sind es gewohnt, das französische 18. Jahrhundert in allem in der Perspektive auf die Grosse Revolution hin zu sehen und zahllose Vorboten festzustellen; für die Zeitgenossen jedoch waren all diese Anzeichen selbständige Ereignisse von eigener Fragwürdigkeit und eigenem Schicksalsgewicht, im Hinblick auf die Zukunft mit sehr doppeldeutigen Vorzeichen. Für den Historiker ist nicht nur der Law'sche Finanzkrach als Landeskatastrophe ein Symptom für die folgenden und in der Revolution schliesslich gipfelnden Katastrophen, er liest die drohende Entwicklung aus dem zeitgenössischen Schrifttum wie aus den Ereignissen und freut sich, wie sie sich gegenseitig bestätigen. „Auf die Schule von 1660, die Schule der Ordnung und der Autorität", sagt der Konservative Jaques Bainville, „folgt die der Respektlosigkeit". Und fast triumphierend setzt er neben das Datum der Inflation, 1720, das Datum des Erscheinens der „Lettres persanes", 1721.

Die Jugend Vauvenargues wäre also in die Zeit dieser an Macht und Einfluss gewinnenden „Schule der Respektlosigkeit" gefallen. Doch auch diese Schule hat er nicht besucht. Er kam nicht dazu, den lumières nachzugehen, die dem Jahrhundert

Im
san

schliesslich den Namen verliehen. Mit 18 Jahren trat er in die Armee, nicht mit voller innerer Zustimmung; er diente als Leutnant zu Fuss im Regiment des Königs. So machte er 1734 den italienischen Feldzug mit und 1742 den böhmischen unter dem Marschall Belle-Isle, als Frankreich zugunsten des Hauses Bayern in die östreichische Erbfolge eingriff. Diese Unternehmung liess sich brillant an; Prag wurde im Sturm genommen, aber dann kam der Rückschlag, und durch den tödlich kalten Winter mussten die Trümmer der Armee heimkehren. Damals wäre Vauvenargues beinahe erfroren. Ihn persönlich traf das Schicksal noch mit besonderer Grausamkeit: in der Prager Schlacht verlor er seinen jugendlichen Freund Seytres, der sein achtzehnjähriges Leben lassen musste. Vauvenargues, kaum zehn Jahre älter, schrieb zurückgekehrt eine Gedenkrede auf ihn, und dieses Werk seiner Feder stellte er über alle andern seiner Schriften; immer erneut nahm er es vor und besserte daran, um ihm die Vollkommenheit zu geben, die er in der Person des Abgeschiedenen verkörpert sah. Von der kühlen und gesammelten Besonnenheit seiner Aphorismen ist in diesen Seiten nichts; hier ist er jugendlich, hier lässt er seinen Schmerz voll ausströmen und presst sein Herz, damit es alles hergebe für den Einen. Und ungeduldig jagt er seinen Geist, damit er das äusserste leiste an tragischer Beredsamkeit und sich aufschwinge und nicht zur Ruhe komme. In grossen Ausrufungen klagt er die einzelnen Mächte des Schicksals an: „O funeste guerre! O climat redoutable! o rigoureux hiver! o terre qui contiens la cendre de tes conquérents étonnés! Tombeaux, monuments effroyables des faveurs perfides du sort! Voyage fatal! murs sanglants! ... O chère patrie! quoi! mes yeux te revoient après tant d'horreurs!". . . Gegen den Schluss dieses bewegten Nachrufes kommt eine Stelle, wo die Wogen geglättet scheinen, aber gerade sie spricht das Eigentliche aus: „Ich liebte dich schon bevor ich dich kennen konnte. Ich habe immer nur dich geliebt."

Diesem Geständnis über das Grab hinaus fügt er, in der gleichen Benommenheit des Schmerzes weiterfahrend, eine Erklärung bei: schon in der Kindheit habe er das grossherzige Wesen, wie es ihm der junge Seytres dann später verkörpern sollte, bewundert, und seine Vorstellungskraft habe nach Bil-

dern davon gesucht. Hundertmal habe ihm die Phantasie die Anmut eines solchen Charakters vorschweben lassen, seine Schönheit, Schamhaftigkeit, Güte. Als er dem Freund dann begegnete, habe er in ihm die Wirklichkeit seiner Idealvorstellungen erkannt, das geheime Menschenbild, dem er schon seit Jahren huldigte, den Menschen mit den grossen Tugenden des Menschen, wie er sie von ihm — und auch von sich selbst — verlangte. „Je croyais posséder l'objet d'une si touchante illusion, et je l'ai perdu pour toujours."

*

Wohl hat Vauvenargues den Gegenstand seiner rührenden Illusion verlieren müssen, aber das Gedankenbild des hohen Menschen hat er sich bewahrt. Es war ja dagewesen vor aller Wirklichkeit, und es starb nicht, als der, der es für kurze Frist verkörperte, von der Erde schied. Es blieb wirksam in dem Ueberlebenden, und es leitete ihn, wenn er unter Menschen trat. Es hat wohl in wesentlichen Punkten seine Einblicke in die Menschennatur bestimmt, auch seine Ansprüche und Forderungen an den Menschen. An Strenge fehlt es einem Idealisten seines Schlages zumeist nicht, zumal wenn er durch die Erfahrung bestätigt erhielt, dass sein Ideal möglich ist, ja sogar Wirklichkeit wurde, aber trotz dieser Strenge und scharfäugigen Entlarvung ist Vauvenargues milder und gütiger als La Rochefoucauld in der Menschenbeurteilung, ohne indessen auch nur einen Augenblick weichlich zu werden. Sainte-Beuve hat ihn „un Pascal adouci et non affaibli" genannt; wir können aus diesem Wort, das zwei Rangordnungen in gefährlicher Weise vermengt, doch eine gültige Kennzeichnung von Vauvenargues Charakter entnehmen.

Merkwürdig ist nun, dass von den Zeitgenossen Vauvenargues ganz ähnlich charakterisiert wird, wie er seinen Freund Seytres charakterisierte. An ihm bewunderte man Wesenszüge und Eigenschaften, die er an jenem andern schon bewundert hatte. Nur dass die Bewunderung, die ihm gezollt wurde, etwas fasslicher Begründetes hat für uns, da sie nicht das Geschenk einer Jugendliebe allein war. Seytres wurde auf eine antike Weise von den Göttern vor den schweren Prüfungen von der Erde entrückt; Vauvenargues, der Zurückbleibende, wurde von ihnen geprüft, mit der ganzen gelassenen Unerbittlichkeit, deren sie fähig

das
Beg
lie

sind. Nach knapp zehn Jahren Militärzeit kam Vauvenargues um den Abschied ein. Er war schliesslich Hauptmann, sah aber, dass er nicht so vorankomme auf der Gradstufenleiter, wie er hoffte; zudem mangelte ihm nach wie vor die richtige Neigung zu diesem Beruf; seine schwächliche Gesundheit hatte sich noch verschlechtert, und sein karges Vermögen liess ihn auf diesem Weg auch nicht viel erwarten. Er bewarb sich, um in diplomatische Dienste zu treten, doch erfolglos. So kehrte er achtundzwanzigjährig auf sein elterliches Gut zurück, um ganz seinen literarischen Neigungen zu leben. In den Augen der Gesellschaft war er eine gescheiterte Existenz. Aber das zählt kaum noch neben dem, was folgen sollte. Die letzten vier Jahre seines Lebens starb er langsam hin, gefoltert von einer Krankheit, die ihn zerfrass, ohne ihn beugen zu können. In dieser letzten Zeit, da ihm der Tod nur noch eine Gnadenfrist auf Erden einräumte, hat er geschrieben, was wir von ihm besitzen. Das allein würde ihm die Bewunderung der Mit- und Nachwelt gesichert haben, verstärkt und gleichsam legitimiert wird sie jedoch durch die Nachrichten über die unvergleichliche Haltung des Kranken und Sterbenden. „Je l'ai vu toujours le plus infortuné des hommes et le plus tranquille", bezeugt Voltaire. Sein mildes, grossherziges Wesen wird gerühmt, seine unbesiegliche Heiterkeit und Leidüberlegenheit, seine Güte. „Er hatte immer recht", schrieb Marmontel, „ohne dass je einer sich hätte gedemütigt fühlen müssen. Die Freundlichkeit des Freundes liess die Ueberlegenheit des Meisters vergessen. Gütig, aufgeschlossen, teilnehmend hielt er unsere Seelen in seinen Händen. Eine unwandelbare Heiterkeit verbarg seine Schmerzen den Augen der Freunde; sein Beispiel genügte, dass man Schweres ertragen konnte; angesichts des Gleichmutes seiner Seele wagte man nicht, mit ihm unglücklich zu sein."

*

Sterbend hat Vauvenargues das Bild menschlicher Seelengrösse ins Leben gehoben, das in ihm mächtig war. Es trägt stoische Züge, und es ist verständlich, dass seine Zeitgenossen gerade die stoischen Züge hervorhoben und überlieferten. Aber Vauvenargues hatte nicht d e n Ehrgeiz — er hatte gewiss Ehrgeiz —, ein esprit fort zu sein, was er nach damaliger Lage der

Dinge vielleicht mit mehr äusserem Glanz hätte sein können als was er war. Montesquieu war ausgesprochen stolz auf sein Heidentum; diesen Stolz teilte Vauvenargues nicht. Allerdings: das religiöse Feuer Pascals raste auch nicht in ihm. Er war ausgewogen zwischen diesen beiden Extremen. Es sind kaum religiöse Impulse, die sein Denken bewegen, und religiöse Fragen werden nur selten, fast beiläufig, Gegenstand dieses Denkens. Er notiert die psychologische Beobachtung: „Der Glaube ist dem Unglücklichen ein Trost und dem Glücklichen ein Schrecken." Das ist eine unpersönliche Feststellung, als handle es sich um ein allgemeines Gesetz, und die Prägung hat etwas von der naturwissenschaftlichen Selbstsicherheit, die im 18. Jahrhundert fortschreitend zur Geltung gelangte. Die eigentliche Frage ist damit aber nicht entschieden. Vauvenargues hat einen fast etwas erheiternden indirekten Weg gewählt, um sich zu bekennen. Er bekennt sich nämlich nicht direkt zum Glauben, sondern zu Autoritäten, die Gläubige waren. Aber nicht zu Aposteln oder Kirchenvätern, sondern zu Turenne, Newton, Pascal, Bossuet, Racine, Fénelon. „Der weiseste und der tapferste aller Menschen, Turenne, hat die Religion verehrt — und unzählige belanglose Menschen rechnen sich den Genies und den starken Seelen bei, einzig weil sie sie verachten." Und: „Newton, Pascal, Bossuet, Racine, Fénelon, das heisst die erleuchtetsten Männer der Erde in dem philosophischsten aller Jahrhunderte, haben in der Vollkraft ihres Geistes und ihres Lebens an Jesum Christum geglaubt, und der grosse Condé wiederholte sterbend die edlen Worte: Ja, wir werden Gott schauen wie er ist, sicuti est, facie ad faciem." Die Männer, die Vauvenargues auf diese Weise anführt, sind ihm für den Glauben und seine Wahrheit Beweis genug. Wie früher die religiösen Autoritäten Autoritäten waren auch auf den von ihnen besetzten Gebieten der Physik, der Erd- und Sternkunde, der Rhetorik und Poesie, der Erziehung, so beruft sich nunmehr Vauvenargues auf die hervorragenden Namen des Physikers Newton, des Dichters Racine, des Erziehers Fénelon, der Feldherrn Turenne und Condé, also auf weltliche Autoritäten, um die Zweifel an der Gültigkeit der Religion zu bannen.

Er nennt Pascals Namen; doch er ist kein unbedingter Gefolgsmann Pascals, auch wenn kein Geist so stark wie dieser

Va
Nev
he

auf ihn eingewirkt hat. Gegen ihn lehnt er sich nicht offen auf, sondern er geht auf natürliche Weise seinen eigenen Weg, der von Pascal wegführt. Ohne Schaudern blickt er auf den Menschen, den er immer allgemein sieht, mit einem Vertrauen, das nicht überweltlich, sondern innerweltlich, in der Natur, begründet ist. Theologischer Pessimismus ist seine Sache nicht: „Es gibt vielleicht ebensoviele Wahrheiten unter den Menschen wie Irrtümer, sagt er, ebensoviele gute Eigenschaften wie schlechte, ebensoviele Freuden wie Leiden; aber wir lieben es, die menschliche Natur herabzusetzen, um uns über unsere Gattung zu erheben und uns mit eben dem Ansehen zu schmücken, das wir ihr zu rauben suchen. Wir sind so dünkelhaft, zu glauben, wir könnten unsere Sache von der der Menschheit abtrennen und das menschliche Geschlecht herabsetzen, ohne uns selber zu treffen ... Der Mensch steht jetzt bei allen Denkenden in Ungnade, und wer ihn am meisten mit Lastern belädt, gewinnt die Wette. Aber vielleicht ist er gerade im Begriff, sich wieder zu erheben und sich all seine Tugenden aufs neue bestätigen zu lassen ..."

*

Das ist eine Ehrenrettung der menschlichen Natur; wir vernehmen darin schon Anklänge, die dann Rousseau in seinem gewaltigen Chorwerk aufgreifen und steigern wird. Vauvenargues glaubt an den guten, den schönen, den weisen, den starken Menschen, der von Natur aus mit den grossen Tugenden geschmückt ist. Von ursprünglicher Verderbtheit, von erbsündlicher Belastung ist in diesem antiken Menschenbild nichts enthalten; von Erlösung ist denn auch kein einziges Mal die Rede, es sei, man wolle das Zitat der letzten Worte des Grossen Condé dafür gelten lassen. So wendet sich Vauvenargue auch gegen jene Reduktionspsychologie, die den Menschen aus einem einzigen Trieb oder Streben zu erklären sucht, gegen La Rochefoucauld und seine Reduktion des Ichs auf Eigenliebe und Ichsucht. Bringe ich für das allgemeine Wohl ein Opfer, so ist wohl möglich, dass ich dabei Lust empfinde — so argumentiert er —, dass ich also von dieser Lust zum Opfer angetrieben werde: aber ist dieses darum weniger tugendhaft? Ist meine Tugend, weil ich daran Wohlgefallen habe, keine Tugend mehr,

sondern Laster? Das ist sie nicht, es wäre ja barer Unsinn, lässt er durchblicken. Die Eigenliebe, so sagt er, ist ein Teil unserer umfassenden Menschenliebe, und selbst wenn sie überwiegt, so besteht noch kein Grund, sie anzuschwärzen, solange die menschliche Gesellschaft nicht durch sie mehr verliert als sie gewinnt. Denn vielfach ist sie, die Gesellschaft, die Nutzniesserin der individuellen Eigenliebe. Vauvenargues hat nicht weich oder schwärmerisch vom Menschen gedacht, aber er wandte sich gegen jenen Zug der Verachtung gegenüber dem natürlichen Wesen Mensch, welchen die Maximen La Rochefoucaulds aufweisen, wobei der grosse Psycholog im Grund ein Erbe und Nachfahr der Theologen blieb. La Rochefoucauld sagt selber über seine Aphorismen: „Ich berichte hier von einem Briefe, den man mir gegeben hat ... er schien mir trefflich geeignet, den Hauptvorwürfen zu begegnen, die man gegen die Betrachtungen erheben kann, und die Empfindungen ihres Verfassers zu erhellen: er begnügt sich nämlich damit, hervorzuheben, dass der Inhalt der Maximen nichts anderes sei als der Abriss einer Moral, welche mit den Gedanken unserer Kirchenväter völlig übereinstimmt, und dass ihr Verfasser mit Recht habe glauben dürfen, nicht in die Irre zu gehen, als er so guten Führern folgte, und dass es ihm erlaubt war, so vom Menschen zu sprechen, wie es die Kirchenväter getan hatten ..."

Es ist nun merkwürdig, zu sehen, wie Vauvenargues sich gegenüber dieser Position verhält. Um die geschichtlichen Hintergründe von der durch La Rochefoucauld bezeichneten Moral und ihren Wertungen kümmert er sich nicht. Er hat vielleicht gar nicht den Blick dafür gehabt. Wenn er dagegen polemisiert, was er in der Weise tut, dass er einfach seine Sätze gegen die seines grossen Vorgängers stellt, ohne diesen mit Namen zu nennen, greift er nicht die theologische Grundlage des Gegenspielers an. Für ihn liegt einfach ein Irrtum vor, und der Urheber dieses Irrtums ist der Verstand, der menschliche Verstand, der als Allgemeinwesen der Erleuchtung wie auch des Fehltrittes fähig ist. „Die Verachtung unserer Natur, sagt er, ist ein Irrtum unseres Verstandes." In diesem Satz steckt wieder ein unbedingtes Ja, wo La Rochefoucauld ein Nein setzte. Weiter sagt Vauvenargues: „Man hüte sich zu glauben, dass lasterhaft sein könne, was die Natur liebenswert gemacht

Ve
des
er

hat: es gibt kein Jahrhundert und kein Volk, das nicht eingebildete Tugenden und eingebildete Laster aufgestellt hätte." Diesen Einbildungen jedoch unterliegt der Verstand, ja sie vollziehen sich in ihm, und er masst sich trotzdem an, eine Wertskala zu errichten, wo seine Wahrheiten doch auf so schwankem Grunde fussen. So wischt Vauvenargues ihm denn nochmals eines aus: „Der Verstand täuscht uns öfter als die Natur."

Und es ist nicht das letzte Mal, dass er auf diesen Gegner zielt. „Der Geist, sagt er, ist das Auge der Seele und nicht ihre Kraft. Ihre Kraft wurzelt im Herzen, das heisst in den Leidenschaften. Der erleuchtetste Verstand tut nichts zum Wollen und Handeln..." Damit haben wir das Hauptthema seiner Lehre angeschlagen; es liegt in dem Wort „Leidenschaft", das bei Vauvenargues so häufig wiederkehrt. Er hat die Leidenschaft bewundert und unbedenklich bejaht, sie ist ihm der innerste Grund der Menschennatur, und der Ursprung alles dessen, was der Mensch tut und wirkt. Den Leidenschaften verdanken wir, mehrfach kommt er darauf zurück, die besten Kräfte unseres Geistes, ja sie haben, wie er sich ausdrückt, den Menschen die Vernunft gelehrt. Nicht nur die Vernunft! Alles ist von ihnen abhängig und funktionell auf sie als das Erste und Ursprüngliche bezogen. Sie lehrten nicht nur den Menschen, sondern die Völker das Denken. Von ihnen bestimmt wird sogar das Gewissen.

*

Ueber das Gewissen gibt es ein paar wenige Aphorismen bei Vauvenargues, die für ihn äusserst kennzeichnend sind. Er fasst es auf als eine durchaus variable Grösse, ohne dass er sich darüber in moralische Betrachtungen verlöre. Es ist seine Sache nicht, zu entwickeln, was er denkt, in Folgerungen fortzuschreiten und Schlüsse zu ziehen. Er stellt seine Sätze hin mit einer grossartigen Unbekümmertheit um ihr ferneres Schicksal. Sie sind in keiner Weise systematisch geordnet, was bei der ersten Berührung mit ihnen verwirren mag, und doch liegt ihnen eine Ordnung — wenn wir den Begriff System vermeiden wollen — zugrunde, ein innerer Zusammenhang, den an einigen wichtigen Stellen aufscheinen zu lassen unser Bestreben ist. Ueber das Gewissen ist schon der Satz Vauvenargues „Das Gewissen Sterbender verleumdet ihr Leben" aufschluss-

reich, indem er zugunsten des Lebens das Gewissen als Verleumder verketzert. Es verleumdet aber nur, weil es im Sterbenden heruntergekommen ist wie dessen Lebenskraft; es ist somit nicht mehr dasselbe wie zur Zeit des vollkräftig Lebenden. Deutlich wird das in dem voraufgehenden Aphorismus formuliert: „Das Gewissen ist in den Starken vermessen, zaghaft in den Schwachen und Unglücklichen, unruhig in den Unentschlossenen usw. also ein Organ des Gefühls, das uns beherrscht, und der Meinungen, die uns leiten." Zwischen den beiden Sätzen liesse sich ja insofern ein Widerspruch feststellen, als in dem einen das Gewissen von der Vitalität abhängig gezeigt wird, im andern vom Gefühl, aber mir scheint, man darf die ohnehin nicht in letzter Schärfe fixierten Begriffe nicht allzusehr pressen. Beide Begriffe sind im Denken unseres Moralisten umschlossen von dem weiteren der Natur — was stets Menschennatur heisst —, und ihm kam es ja darauf an, zu behaupten, das Gewissen sei ein Epiphänomen der Natur.

Ein Epiphänomen, denn am Anfang ist die Kraft, sie, die uns in den Leidenschaften gegeben ist. Vauvenargues liebt die kraftvolle Entfaltung des Lebens, aus einer tiefen Zuversicht, dass dieses in seiner Uranlage nicht böse sein könne. Er selber war ja alles andere eher als eine Kraftnatur; aber er hatte eine ganz ursprüngliche Neigung zu den Ungebrochenen, mit Stärke und bewegender Kraft ausgestatteten Menschen: darin ein Sohn des 17. Jahrhunderts und wohl noch, wie Nietzsche witterte, der Renaissance mehr verpflichtet, als die für uns in erster Linie gültigen Vertreter des Dixhuitième. Das bekundet sich auch in der Art, wie er die Jugend, als die Zeit der Vollkraft und der Leidenschaften, dem Alter überordnet, ohne im weiteren viel Worte an diese Frage zu verschwenden. Die Gesetztheit erscheint ihm nicht reizvoll, ja sogar ziemlich zweifelhaft in ihrem Wert, denn mag sie einerseits von überwundenen und beruhigten Leiden zeugen, so erzeugt sie anderseits geradezu Leiden: „Junge Leute leiden weniger unter ihren Fehlern als unter der Wohlweisheit der Greise." Und an einer andern Stelle: „Die Ratschläge des Alters erhellen wie die Wintersonne: ohne zu wärmen." Am schneidensten und kältesten jedoch ist der Aphorismus 80, der eine halbe Zeile ausmacht und so lautet: „Greise sind wenig nütze."

Vorsicht und Wohlweisheit sind ihm nebensächliche und wenig achtenswerte Haltungen: seine Sehnsucht drängt nach Bewegung, Handlung, Tat, sosehr, dass er das Schicksal ungerecht nennt, das einen grossen Dichter die Taten seiner Helden nicht vollziehen, sondern bloss darstellen lässt. Die gesamte Natur sieht er tätig und bewegt: „Feuer, Luft, Geist, Licht, alles lebt nur handelnd: daher die Verbindung und Verknüpfung aller Wesen, daher die Einheit und Harmonie des Weltalls. Dennoch halten wir dieses so fruchtbare Naturgesetz am Menschen für ein Laster, und da er ihm unterliegen muss, weil er in völliger Ruhe nicht bestehen kann, schliessen wir, er sei noch nicht an seinem Platz." Er ist aber an seinem Platz, dieser Mensch, für den Ruhe nichts anderes bedeutet als Abdankung vor seiner eigentlichen, naturgewollten Aufgabe. „Der Mensch entschliesst sich zur Ruhe nur, um sich von Zwang und Arbeit zu befreien, aber nur handelnd geniesst er, und er liebt nur die Tat." Dieses Tun hat kaum etwas gemein mit unserem neuzeitlichen Arbeitsbegriff; auch wenn es nicht näher gekennzeichnet wird, geht doch aus dem Gesagten hervor, dass es vornehmlich das Tun der die Gesellschaft Bestimmenden meint, d. h. der Armee, der im Dienst des Königs und des Staates Stehenden, und des Adels.

So ist es nur folgerichtig, wenn er diese Sphäre der Tat ganz bejaht und auch vor dem Aeussersten nicht zurückschrickt: er verneint den Krieg nicht. In einer indirekten Anspielung äussert er: „Der Friede macht die Völker glücklicher und die Männer schwächer." Der kranke ehemalige Offizier, der im Feld gestanden hatte, ohne seinen Beruf zuinnerst zu lieben, dem der Krieg den schmerzendsten Verlust zugefügt hatte, er sah den Krieg als ein vorläufig uneindämmbares Geschehen, doch mit der sittlichen Rechtfertigung, dass durch ihn die Freiheit zu wahren sei. „Krieg ist nicht so drückend wie Knechtschaft." Denn diese erniedrigt den Menschen, bis hinab zur Liebe zu ihr. Doch streitet etwas in ihm, den Krieg als etwas Naturgegebenes hinzunehmen; er erblickt in ihm doch eine so ungeheure Erscheinung, dass er sie nicht eindeutig bewältigen kann und vor ihr in Widersprüchen hangen bleibt. Zwar sieht er in der Uebung der Gewalt ein Naturgesetz wirksam; er drückt es so aus: „Zwischen Königen, zwischen Völkern, zwi-

schen Einzelnen masst der Stärkere sich Rechte über den Schwächeren an, und derselbe Grundsatz wird von den Tieren, der Materie und den Elementen befolgt: so dass alles im Weltall durch Gewalt vor sich geht. Dieses Gesetz, das wir mit einigem Anschein des Rechtes tadeln, ist das allgemeinste, unerbittlichste, unveränderlichste und älteste aller Naturgesetze." Diese Formulierung, in der sich ein harter Pessimismus ausspricht, der alle Illusionen aufgehoben zu haben wähnt, klingt uns vertraut, da sie dem Gehalt wie der Stilgebärde nach in zeitgenössischem Schrifttum ihre genauen Entsprechungen hat. Aber Vauvenargues hat seinen Standpunkt nicht nur auf diesem aktivistischen Fatalismus. Es gibt bei ihm eine Stelle, die uns unbegreiflich scheint, weil sie vom selben Verfasser stammt, und die uns mit der Schönheit des Unbegreiflichen anrührt: „Es ist das innerste Wesen des Friedens, ewig zu sein, und dennoch sehen wir keinen ein Menschenalter lang dauern und kaum eine Regierung vergehen, unter der er nicht zu verschiedenen Malen hätte erneuert werden müssen. Aber kann man sich wundern, dass Wesen, die der Gesetze bedürfen, um recht zu handeln, auch fähig sind, sie zu vergewaltigen?" Die Kraft, die es zum Krieg kommen lässt, wäre als die menschliche Schwäche, die Unfertigkeit und Unreife von Wesen, die ohne Gesetze nicht zum rechten Handeln fähig sind! Welch sonderbare Umkehrung findet da statt! Hier hat nicht mehr die Natur oder die Leidenschaft oder die alles regierende Gewalt das letzte und entscheidende Wort; hier wendet sich der Gedanke vom bewegten Handeln der Menschen hinauf zur Idee des Friedens, zu seinem innersten Wesen ,wie Vauvenargues sagt, dessen ewiges Sein im Gegensatz zu aller Erfahrung erschaut wird in einem Augenblick der Erhellung. Die angeführte Stelle wirkt nahezu inselhaft in seinem Werk. Noch einige wenige Male durchbricht er den sonst festgehaltenen Anthropozentrismus; dann stossen wir auf seltsame Beispiele, wo der Mensch in den Händen höherer Mächte geglaubt wird, die ihn benützen und treiben und schliesslich verbrauchen. „Wenn die Freuden uns erschöpft haben, sagt er, wähnen wir, wir hätten die Freuden erschöpft und sagen: nichts könne das Herz des Menschen erfüllen." Die Freude ist hier, wie der Friede dort, ihrem innersten Wesen nach dem vergänglichen und erschöpfbaren Menschenwesen über-

her
schl
be

geordnet, in einem eigentümlichen, nicht unchristlichen Platonismus, in einem währenden Reich der Werte und der ewigen Mächte, die ihrerseits aktiv über den Menschen herfallen und ihn benützen. — Es soll hier nicht versucht werden, diesen Widerspruch bei Vauvenargues aufzulösen; er besteht, und wir dürfen keine Harmonie konstruieren, wo keine war. Das Werk des jungen Menschen gewinnt an Spannweite durch solche unversöhnten Gegensätzlichkeiten, deren Bestehen auf eine noch unausgeschöpfte Produktivität weist. Wir gewahren die Ansatzpunkte, von denen aus eine vielleicht zu schnell entstandene Ordnung wieder gesprengt und erweitert worden wäre, wenn Vauvenargues weitergelebt hätte.

*

Er spricht wenig, nur an vereinzelten Stellen von jenen ewigen Mächten, und doch sind sie verborgen in ihm am Werk, wenn immer er vom Menschen spricht. Denn sosehr er die Handgriffe des Entlarvers liebt, und so pessimistisch ein Aphorismus wie der über die unaufhebbare Herrschaft der Gewalt klingen mag: im Grunde ist Vauvenargues von einem hochgemuten Optimismus inbezug auf das Menschengeschlecht erfüllt, von einem Zutrauen in die künftige Entwicklung, deren Gründe er nicht ausspricht und zu entlarven kaum für nötig hielt. Aufs einzelne hin betrachtet, sind ihm zwar die Menschen die geborenen Feinde untereinander, aber aufs ganze hin gesehen, ist diese Feindschaft nicht etwa das Böse und Verwerfliche. Durch eine List, die im Weltgetriebe selber verborgen bleibt, sind gerade die Einzelkräfte des Bösen daran beteiligt, das Gute hervorzubringen. Nicht der Einzelne, aber die Gesellschaft trägt den Nutzen davon. „Ein grosses Schauspiel fürwahr, zu sehen, wie die Menschen im geheimen darauf aus sind, sich gegenseitig zu schaden, und wie sie, wider Neigung und Absicht, einander dennoch helfen müssen." In der menschlichen Gemeinschaft selber liegt ein siegreich gutes Prinzip, das sich überlegen der individuellen Bosheit zu seinen Zwecken bedient und ihr auf die Dauer immer wieder ein sie entkräftendes Schnippchen schlägt. Diesen Glauben verkündet er nicht mit dem enthusiastischen Schwung der späteren Achtzehntes-Jahrhundert-Menschen, obschon er bei ihm gerade viel irrationaler begründet ist als bei den Vernunftgläubigen. Es ist in ihm auch weniger

leg
ihr
ch

ein brennender Glaube als eine stille und heitere Gewissheit, deren Elemente er nicht auseinanderlegt. Sie scheint ihm in sich gut und gerechtfertigt und stark in sich, so wie er anderseits das Uebel als schwach in seiner Konstitution vermutet. „Die Lüge ist an sich schwach", heisst es bei ihm irgendwo. Das Menschengeschlecht hat unbezweifelbare Tugenden, so gut wie der tugendhafte Einzelne, doch während es ungewiss ist, ob im Einzelnen die Tugend das Uebergewicht erlangt oder behauptet, ist es gewiss, dass sie im Menschengeschlecht unbesiegbar und unausrottbar ist.

Doch wie käme die Tugend im menschlichen Geschlecht zur Macht, wäre sie nicht von ihm aus für den Einzelnen verpflichtend. Verpflichtend für den, der zu ihr geboren ist. Denn allerdings, so vertrauend Vauvenargues auf den Gang der Menschheit blickt, der er eine natürliche Anlage zum Guten unterstellt, so zweideutig fatalistisch ist er inbezug auf den Menschen. Denn nur der von Natur aus Gute, der Wohlgeborene, l'homme bien né, ist mit den grossen Tugenden ausgezeichnet. Es verhält sich da wie mit der Gnadenwahl: man ist erwählt oder verdammt und muss es hinnehmen, oder zu erkennen suchen. Nur dass bei Vauvenargues die Natur die Wahl trifft und dem Einzelnen sein Schicksal bereitet. Sie offenbart sich durch den Quell in uns, der das Herz ist. Vom Herzen aus sieht unser Moralist den Menschen angelegt; die Vernunft hat ihm gegenüber keine Selbstmacht. „Unserem Herzen liegt es ob, die Rangordnung unserer Interessen zu bestimmen, unserer Vernunft, sie zu verfolgen." Die Vernunft hat also nur ausübende Gewalt; sie geht den Interessen, deren Rangfolge das Herz bestimmt, nach, ohne die Macht, von sich aus Ziele zu setzen, für die das Herz sich entflammen könnte. Dass dies unter Umständen dennoch möglich wäre, gibt Vauvenargues zwar zu, da er beide Sphären nicht so sehr trennt, dass er die eine ohne die andere denkt. Sie sind für ihn wechselweise aufeinander bezogen und angewiesen, aber er betont in seinem ganzen Werk doch die Macht der einen über die andere. Die der Vernunft untergeordneten Bereiche des Verstandes und des Wissens gelten ihm dann allerdings überhaupt nicht mehr viel; am Verstand hebt er namentlich seine Fähigkeit des Irrtums hervor, und das gelernte Wissen ist ihm vollends verdächtig, denn dazu bemerkt er: „Sokrates

wusste weniger als Bayle: es gibt wenig nützliche Wissenschaft."

*

Er hat das Herz des Menschen auf den Thron erhoben zu einer Zeit als dessen Haupt sich emporreckte und den Thron zu usurpieren beanspruchte. Wir haben gesehen, wie ihm zu Beginn seiner denkenden Existenz das Herz den Weg gewiesen hat. Den hat er nie verlassen, auch als er nicht mehr sein Herz, sondern das des Menschen in den mystischen Mittelpunkt der Welt verlegte, um es, das in ihm verehrt und geliebt hatte, nun auf die Weise eines Philosophen verehren und anbeten zu können. Das Herz setzt die Rangfolge der menschlichen Interessen fest. Es ist die Natur des Menschen, in ihm ist der Ursprung alles dessen, was uns zu Menschen macht — nicht nur der Leidenschaften, sondern auch der Gedanken. Dieses eine Wort von Vauvenargues, mit dem ich schliessen will, würde allein seine Unsterblichkeit weitertragen, denn es ist das Herz seiner Lehre: „Die grossen Gedanken entspringen im Herzen." Les grandes pensées viennent du coeur.